



Fritz Solmitz (1893-1933) stammte aus einer jüdischen Bankiersfamilie in Berlin. Nicht die Herkunft, sondern sein Bildungsweg machte ihn zum überzeugten Sozialdemokraten: Er studierte Nationalökonomie, promovierte 1921 in Freiburg über „Dialektik und Materialismus bei Karl Marx“ und wandte sich der SPD zu.

Der Reichstagsabgeordnete Julius Leber holte ihn 1924 nach Lübeck, als Redakteur zum ‚Lübecker Volksboten‘, der örtlichen sozialdemokratischen Tageszeitung. Während der Weimarer Republik war es eine milieugebundene Selbstverständlichkeit, dass man die Zeitung der bevorzugten politischen Partei las, ihrer Berichterstattung sowie Weltdeutung vertraute. Der Intellektuelle Solmitz stellte sich in der Klarheit der Argumentation und Begriffe auf seine Klientel ein. Die Bandbreite seiner Artikel umfasste lokale und ‚große‘ Politik, aber auch Kultur und Feuilleton. Solmitz war ohne Frage sprachgewaltig, befähigt mit jeweils für angemessen erachteten Stilformen zu agieren und zu argumentieren: Er neigte neben der engagierten, reduzierten, aber klaren Erläuterung komplexer Sachverhalte zur Ironie, zur Satire, zum Pathos und auch zur Polemik.

Bald war Solmitz auch Mitglied der Bürgerschaft; eine nicht untypische Karriere in der sozialdemokratischen Parteipresse. Er war Marxist, zugleich Pazifist und ein kompromissloser Anwalt der Menschen- und Bürgerrechte. Zudem war Solmitz, wie Christian Jürgens in seiner biografischen Studie herausarbeitet,¹ sehr stark der humanistisch-bildungsbürgerlichen Tradition verhaftet, auch vertrat dieser Weimarer Sozialdemokrat mal nationale, patriotische Positionen. Ein Mensch also mit politischen Widersprüchen, der offenbar auch in der Lage war, sich überzeugen zu lassen, Positionen aufzugeben, seine Ansichten zu modifizieren. Beispielsweise sah sich der als ehemaliger Kriegsteilnehmer sehr bewusste Pazifist Solmitz von der Wirklichkeit der Jahre 1932/33 zur Umkehr gezwungen und rief schließlich zur gewaltsamen Gegenwehr gegen die NS-Bewegung auf.

Fritz Solmitz galt – neben dem Reichstagsabgeordneten Julius Leber, der uneingeschränkten Führungsfigur der Lübecker Sozialdemokratie – als ein örtlich sehr prominenter NS-Gegner. Mit zeittypischem Pathos schrieb er im Sommer 1933 im ‚Lübecker Volksboten‘: „Ob ich den kommenden Winter noch erleben werde, das freilich weiß ich nicht. Aber es ist mir auch vollkommen gleichgültig. Wichtig ist nur eines. Dass die Freiheit am Leben bleibe.“² Noch auf der letzten Lübecker Großdemonstration gegen die Regierung Hitler, am 15. Februar 1933, rief Solmitz beherzt zum Kampf gegen die sich aufbauende NS-Herrschaft auf.

Als aufgrund seiner Wortgewalt gefürchteter und gehasster Gegner der lokalen Nationalsozialisten wurde Solmitz im März 1933 verhaftet. Im Hintergrund agierte der zum Senator und Polizeichef von Lübeck ernannte Walther Schröder, zentrale NS-Führungsfigur in Lübeck seit 1925. Zunächst im Gefängnis Burgtorkloster in

Erinnern

Brigitte Solmitz Alexander über ihren Vater Fritz Solmitz und weitere markante Dokumente

(eingeführt von Uwe Danker)

¹ Christian Jürgens (mit einer didaktischen Ergänzung von Uwe Danker): Fritz Solmitz. Kommunalpolitiker, Journalist, Widerstandskämpfer und NS-Verfolgter aus Lübeck, Lübeck 1996.

² (Fritz Solmitz:) Zehn Jahre Mord, Lübecker Volksbote 24.6.1932.

Lübeck, danach im KZ Fuhlsbüttel, fügten seine Peiniger Solmitz furchtbare Qualen, Entwürdigungen und Martern zu. Das galt vor allem für die letzten Wochen, als in Fuhlsbüttel nicht mehr normales Gefängnispersonal, sondern der stellvertretende Kommandant Willi Dusenschön den Ton angab.³

Solmitz hinterließ ein vom 13. bis 18. September 1933 auf Zigarettenpapier verfasstes Tagebuch, das von seiner Witwe in der Uhr des Toten gefunden und gesichert wurde.⁴ Er schrieb die an die Ehefrau gerichteten letzten Zeilen ohne Pathos, mit beeindruckender Würde und Ehrlichkeit in Verzweiflung und Leid. Er zeigte sich stolz darauf, dass er den Folterern keine Träne und keinen Schrei gegönnt habe. Er schilderte zugleich, wie schwer ihm das gefallen war, wie groß seine Not sei. Und weiter: „Aber ich glaube, das weiter zu ertragen, wäre unmännlicher als klagen. War denn das Wort, Lieber tot als Sklav, nur eine Phrase? Nun wirst du mich verstehen, geliebte Frau. Konzentrationslager Fuhlsbüttel 16. Sept. 1933 Dr. Fritz Solmitz“ – Drei Tage später ist der Geschundene tot. Sein Tagebuch endet: „Flieh weit, weit weg K. mit den Kindern ... Geht bald fort. ... Hilf, denen noch zu helfen ist. ... Leb auf ewig wohl!“

Fritz Solmitz kam am 19. September 1933 im KZ Fuhlsbüttel ums Leben. Entweder wurde er ermordet, oder er nahm sich in auswegloser Lage selbst das Leben. – Für beide Versionen spricht einiges; wirkliche Klarheit gibt es nicht.

Seine Witwe, Karoline Solmitz, verlässt Lübeck und geht mit ihren vier Kindern nach Berlin. 1938 wandern sie in die USA aus. Für Karoline Solmitz bleibt Fritz ihr Leben lang präsent, die Kinder konzentrieren sich auf die Zukunft, darauf, Amerikaner zu werden, gründen eigene Familien, sie schweigen über die Vergangenheit in Deutschland. Die Jüngste, Brigitte Solmitz Alexander, durchbricht und reflektiert Mitte der 1990er Jahre diesen Weg der Bewältigung, nimmt erste Kontakte nach Deutschland auf, auch einmal spontan zum Autor dieser Zeilen. Seit dem Jahr 2000 reist sie regelmäßig nach Deutschland, insbesondere um über Fritz Solmitz und ihre Erinnerungen zu sprechen. So entstand im September 2012 das Redemanuskript „*REMEMBERING*“, Wochen später autorisiert übersetzt und in Fuhlsbüttel vorgetragen als „*ERINNERN*“.

Dieses hier vollständig wiedergegebene Manuskript stellt ein sehr eindringliches und wertvolles erinnerungskulturelles Dokument dar: die Selbstreflexion über Erinnerung und Identität, die (uns LeserInnen so traurig stimmende) frühkindliche Erinnerung der 1929 Geborenen an ihren Vater, das Leben in einer als gewaltsam zerstört begriffenen Familie, das Schweigen über den Vater, die mosaikartige innerfamiliäre Information, die einzigartige Komposition des Textes.

3 Vgl. Henning Timpke: Das KL Fuhlsbüttel, in: Hans Rothfels, Theodor Eschenburg (Hg.) und Martin Broszat (Red.): Studien zur Geschichte der Konzentrationslager, (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Nummer 21) Stuttgart 1970, S. 11-28.

4 http://www.vimu.info/multimedia.jsp?id=for_10_2_20_mm_zigarettenpapier_de&lang=de&u=general&flash=true&flash=true

Heute sprechen wir über das Erinnern. Ich möchte mit ein paar allgemeinen Bemerkungen über den Wert des Erinnerns beginnen und dann etwas erzählen über meine eigenen Erfahrung mit meinem Vater, Fritz Solmitz, und auch über die Reaktion meiner Familie zu seinem Tod.

Warum erinnere ich? Weil ich wissen möchte, wer ich bin. Die persönliche Identität ist das höchste Gut eines Menschen. Ein Beweis für diesen hohen Wert ist die Tatsache, dass Menschen zu allen Zeiten bereit waren zu sterben, um ihre Identität zu bewahren. Und dazu gehören auch viele, die in Fuhlsbüttel starben.

Wir befinden uns hier an einem Ort, an dem viele schreckliche Dinge geschehen sind. Und nicht nur hier, auch an vielen anderen Orten in Deutschland und Europa mussten Menschen leiden, Elend erdulden und sterben. Warum soll man sich aber an Leid erinnern? Gibt es nicht um uns herum genug Elend, ohne dass wir uns auch noch an Beispiele aus der Vergangenheit erinnern müssen?

Meiner Erfahrung nach erinnert man sich NICHT gerne an schwere Zeiten. Wir vermeiden diese Erinnerungen und verdrängen sie. Diejenigen, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, wollten sich ein neues Leben aufbauen und die schrecklichen Zeiten hinter sich lassen. ... Für die Deutschen galt dies nach dem Ende des Krieges lange Jahre, und es gilt auch heute noch. Und auch bei meinen drei älteren Brüdern war es so. Nach unserer Auswanderung in die USA wollten sie gar kein Deutsch sprechen, auch nicht in der Familie. Sie wollten sich nicht an die Zeit in Deutschland erinnern und ihren Kindern auch nichts von ihren damaligen Erlebnissen erzählen. Die Devise meiner Brüder war: Wir bauen uns in Amerika ein neues Leben auf und wollen unsere Kinder nicht mit der Vergangenheit belasten. Ich war sechs bis neun Jahre jünger als sie, und in den dreissiger Jahren hat meine Mutter mich vor persönlichen negativen Erfahrungen geschützt. Daher kann ich unsere Familiengeschichte ungehemmt in den Blick nehmen. Aber auch ich bin der Ansicht, dass die Erinnerung an die vielen Situationen, in denen Menschen während der NS-Zeit Mut und moralische Integrität bewiesen, ebenso wichtig ist wie das Gedenken an das Leid und Unrecht jener Zeit.

Wie macht man das, sich erinnern? In meinem Fall war es sehr hilfreich, dass die Liebe meiner Mutter zu meinem Vater ein Leben lang anhielt. Die beiden liebten einander innig. Karoline Solmitz heiratete nie wieder. Für sie blieb die Ehe mit Fritz bis zu ihrem Tod im Alter von 74 Jahren lebendig. Meine gesamte Kindheit über war ich mir darüber bewusst, dass er für sie so präsent war. Sie sagte auch immer wieder Sätze wie: „Das hätte Vati gefallen“, wenn ich ihrer Ansicht nach etwas Gutes getan hatte.

Fritz Solmitz war sich bereits vor der Machtübernahme der Nazis darüber im Klaren, dass er vermutlich von ihnen ermordet werden würde, wenn sie jemals an die Macht kämen. 1932 dachten meine Eltern über eine Auswanderung nach, aber Fritz war der Ansicht,

Erinnern

Brigitte Solmitz Alexander

(Fuhlsbüttel, 6.11.2012;
verfasst am 15.10.2012)

er könne nicht die eigene Haut retten und dabei die anderen Sozialdemokraten und die Arbeiter, die er anführen wollte, zurücklassen. Als er dann in Lübeck ins Gefängnis kam, hatte er Papier und Stift dabei und schrieb auf, woran er glaubte. Er schrieb an jedes seiner Kinder einen Brief, den sie erhalten sollten, wenn sie 15 Jahre alt wurden. Er schrieb für die Zukunft, auch wenn er es auf Zigarettenpapier tun musste. Ein Mensch stirbt nicht, weil sein Körper tot ist. Andenken, Aufzeichnungen und Erinnerungen bestehen fort und helfen den Lebenden, sich an das Leben und den Charakter der Verstorbenen zu erinnern.

Lange Zeit war ich zu sehr damit beschäftigt, meine Kinder großzuziehen, meinem Beruf nachzugehen und die Anforderungen des Alltags zu bewältigen, um mir über meine Vergangenheit in Deutschland Gedanken zu machen. Aber nachdem ich aufgehört hatte zu arbeiten, hatte ich mehr Zeit. Im Jahr 2000 begann ich, nach Deutschland zu reisen, um mehr über meine Vergangenheit zu erfahren. Seitdem war ich mit meinen Kindern, Enkelkindern, Nichten und Neffen insgesamt acht Mal in Lübeck, in Hamburg (einschließlich Fuhlsbüttel) und in Berlin. In allen drei Städten gibt es Orte, die einen Bezug zu meiner Familiengeschichte haben.

Ich möchte Ihnen nun ein paar meiner Erinnerungen an Fritz Solmitz aus den ersten vier Jahren meines Lebens erzählen:

– Wir hatten ein Boot auf der Wakenitz. Ich kann mich an Bootsfahrten mit meinem Vater und meinen Brüdern erinnern. Mein Vater trug mich auf seinen Schultern ans Ufer, während meine Brüder mit den Rudern vorausgingen. Es hat mir gefallen, grösser als meine Brüder zu sein.

– Vati ging gerne in den Wald zum Pilze-Sammeln und nahm meine Brüder und mich mit. In meiner Erinnerung war das sehr langweilig, wahrscheinlich weil ich keine Pilze fand.

– Wir saßen beim Frühstück. Mama brachte das Essen aus der Küche an den Tisch, wo Vati, die Brüder und ich saßen. Er saß am Tischende und ich neben ihm. Er war in Eile und fragte die Jungs nach ihren Plänen für den Tag.

– Und das ist nun meine liebste Erinnerung an ihn: Vati kam jeden Tag gegen vier mit dem Fahrrad von der Arbeit nach Hause. Ich saß immer auf dem Bordstein an der Straße und wartete, bis ich sein Fahrrad sah. Dann ging ich schnell in sein Arbeitszimmer und versteckte mich unter dem Schreibtisch, bevor er ins Haus kam. (Dieser Schreibtisch, der ursprünglich meiner Großmutter gehört hatte, steht nun übrigens in Amerika, und ich arbeite jeden Tag an ihm.) Vati kam dann ins Arbeitszimmer und tat, als ob er mich suchte. Wenn er mich schließlich unter dem Schreibtisch fand, war ich ganz glücklich. Dann legte er sich hin für ein Nachmittagsschläfchen. Ich legte mich neben ihn und wir zogen eine wuschelige Decke mit Tigermuster über uns. Er fragte mich, wie mein Tag war und was zu Hause passiert war. Nachdem ich ihm alles erzählt hatte, hat er mir eine seiner eigens erfundenen Geschichten erzählt. Dann war es Zeit für mich aus dem Zimmer zu gehen, damit er schlafen konnte. Total zu-

frieden über die gemeinsame Zeit, war ich auch immer bereit zu gehen.

– Meine letzte Erinnerung an meinen Vater ist ein Besuch im Burgtor-Gefängnis. Mama und ich waren hingegangen, vermutlich im April 1933, nachdem meine Brüder nicht mehr in Lübeck waren, um sie zu schützen. Ich erinnere mich an die Straßenbahnfahrt und daran, dass mir für danach ein Besuch im Marzipangeschäft versprochen worden war. Und ich erinnere mich an die hellgrüne Farbe des langen Korridors, der uns zum Krankenrevier des Gefängnisses führte, wo mein Vater war. Mama und ich saßen auf Stühlen, die an der Wand aufgereiht waren, und er kam im Bademantel aus einem Raum und setzte sich neben Mama. Er setzte mich auf seinen Schoß und sprach mit mir. Ich wollte aber nicht mit ihm reden. Ich war unglücklich mit ihm, weil er nicht zuhause war. Er sprach etwa eine Viertelstunde mit meiner Mutter, und dann musste er wieder ins Revier zurück und wir mussten gehen.

Das sind die Erinnerungen eines Kindes. Sie bringen die Gefühle zurück, die ich zu der Zeit hatte. Diese Gefühle sind die Grundlagen meiner Persönlichkeit. Mit vier Jahren sind die Grundlagen gelegt. Ich hatte das Glück, einen Vater zu haben, der die Bedürfnisse und Wünsche eines kleinen Kindes verstand und erfüllen konnte, und dafür bin ich sehr dankbar. Er hat meine Persönlichkeit mitgeformt und ist so mein Leben lang bei mir gewesen.

Nun möchte ich noch kurz ein paar Punkte anführen, die mir im Zusammenhang mit der Erinnerung an Fritz Solmitz wichtig sind. Diese Informationen habe ich nicht aus eigener Erfahrung, sondern von Menschen, die ihn kannten, von meiner Mutter und meinen Brüdern. Fritz war charmant, intelligent, energisch und er hatte hohe Ideale. Er liebte Deutschland, das Deutschland Fichtes und Heines. Er war mit einer Deutschen verheiratet. Durch seinen jüdischen Hintergrund, besonders von seinem Vater, hatte er ein großes Interesse an der Gesellschaft und das Bewusstsein mitbekommen, für das Allgemeinwohl mitverantwortlich zu sein. Der Sinn für soziale Gerechtigkeit wurde während seines Studiums an der Universität Freiburg noch verstärkt, wo er sich während seiner Promotion ausführlich mit Karl Marx beschäftigte.

Sein Leben in Lübeck war das öffentliche Leben. Er war Mitglied der Bürgerschaft, und er gründete gemeinsam mit anderen eine Gemeinschaftsschule. Er schrieb für den Lübecker Volksboten, nicht nur über Politik, auch Theater- und Kunstkritiken (in Freiburg war er Mitglied einer Theatergruppe gewesen.) Fritz Solmitz war ein Mentor von Willy Brandt, der damals in Lübeck als Herbert Ernst Karl Frahm bei den Jungsozialisten war. Außerdem spielte er mit Thomas Mann Schach. Im Februar 1933, nach der Machtergreifung der Nazis, sprach er bei einer riesigen Kundgebung gegen die Nazis an der Stelle seines sozialdemokratischen Kollegen Julius Leber, dem man bei einer Prügelei mit Nazis die Nase gebrochen hatte. Erst das Gefängnis brachte Fritz Solmitz zum Verstummen ...

Was ich von meines Vaters Lebensgeschichte mitnehme ist seine Sorge um die Gesellschaft und die einzelnen Menschen aus allen wirtschaftlichen Schichten.

In der Ausstellung in der Gedenkstätte Fuhlsbüttel ist Fritz Solmitz vor allem wegen des Berichts wichtig, den er über seine letzten fünf Tage unter der Folter verfasst hat. Diesen Bericht schrieb er auf Zigarettenblättchen, die meine Mutter und ihr Anwalt nach seinem Tod aufgerollt in dem Triebwerk seiner goldenen Uhr fanden. Warum schrieb Fritz das auf? Seine letzten Anweisungen an meine Mutter lauteten: „Alles was ich hier schrieb ist heilig wahr. Möge es dienen, andere zu retten. Nutze diese Zeilen, wenn sie Dich erreichen, gut. Aber sei vorsichtig dabei. Hilf, denen noch zu helfen ist.“ Ich weiß nicht, was meine Mutter in den 1930er Jahren mit diesen Zigarettenblättchen machte. Der Sadismus, der auf ihnen beschrieben ist, muss sich irgendwie in Hamburg herumgesprochen haben, denn Ende 1933 gab es einen Wechsel in der Verwaltung des Gefängnisses. In den 1940er Jahren haben, soweit ich weiß, die amerikanischen Besatzungsbehörden die Blättchen kopiert. (Zwei meiner Brüder dienten in der US-Armee in Deutschland, einer beim Geheimdienst und einer bei der Spionageabwehr.) Meine Mutter ging davon aus, dass mein Vater die Männer, die ihn getötet haben, deshalb identifiziert hatte, damit ihnen später der Prozess gemacht werden konnte, sollte das möglich werden. Willi Dusenschön, der im September 1933 das Lager Fuhlsbüttel befehligt hatte, kehrte Ende der 1950er Jahre aus der Haft in Frankreich zurück, und Karoline beschloss, die Zigarettenblättchen der Hamburger Justiz zu zeigen. Das war der Anlass für den Prozess von 1962, bei dem 50 Zeugen – ehemalige Häftlinge und andere, wie meine Mutter – über drei Wochen lang gegen Dusenschön aussagten. Wie Sie wohl wissen, wurde Dusenschön freigesprochen.

Bevor ich mich wieder vom Tod meines Vaters abwende, möchte ich sagen, dass nach wie vor ungeklärt ist, was genau am Abend des 18. September passierte. (Nebenbei bemerkt: Der 18. September 1933 war der 40. Geburtstag meiner Mutter.) Als meine Mutter und Werner Solmitz, der Bruder meines Vaters, seinen Leichnam zu sehen bekamen, war er bis zum Kopf bedeckt. Am Kopf hatte mein Vater eine Wunde. Ich weiß nicht, ob er nach seinem Tod verbrannt wurde. Fritz Solmitz wurde neben seinen Eltern im Familiengrab auf dem jüdischen Friedhof Schönhauser Allee in Berlin begraben.

Ich möchte kurz darüber sprechen, wie meine Familie mit dem Tod meines Vaters umgegangen ist.

Dazu möchte ich zunächst folgende Geschichte erzählen: Vor zwei Jahren besuchte mich mein 88-jähriger Bruder Ernst zum letzten Mal. Er war der einzige meiner Brüder, der überhaupt über die Vergangenheit unserer Familie sprach. Für die anderen beiden blieb dieses Thema ihr Leben lang tabu. In seinem Innenleben war Ernst immer das Kind in Lübeck geblieben, auch noch als er längst Arzt, verheiratet und Vater von sechs Kindern war. Als er an jenem Tag

zur Tür hinausging, sagte er zu mir: „Die Nazis haben unsere Familie zerstört.“

Nach dem Tod meines Vaters und unserem Wegzug aus Lübeck gab es unsere Familie eigentlich nicht mehr. Ab 1933 war es das Hauptziel meiner Mutter, Deutschland zu verlassen. 1933 hatten die Nazis ihr den Pass abgenommen, und den musste sie zurückbekommen, bevor wir das Land verlassen konnten. Das geschah 1935. Die Jungs schickte sie auf eine Schule in England. Auch als wir schließlich alle in den USA waren, gab es kein Familienleben mehr. Meine Brüder waren an Universitäten im ganzen Land verteilt und Mutter und ich lebten zusammen in einer kleinen Wohnung in Bryn Mawr, Pennsylvania. Wir teilten uns ein Schlafzimmer, bis auch ich mit 18 zur Uni ging. Meine Mutter war 1934 in Berlin den Quäkern beigetreten, und mit ihrer Hilfe konnten wir 1938 in die USA auswandern.

Im September 1933, als mein Vater umkam, waren meine Brüder in der Schweiz. In Oktober kamen sie nach Deutschland zurück, aber nicht nach Lübeck ins alte Haus der Familie, sondern nach Berlin, in die Wohnung meines Onkels, Werner Solmitz, dem Bruder von Fritz, der Kinderarzt in Berlin war. Er war es auch, der meinen Brüdern erzählte, dass ihr Vater im Gefängnis gestorben war. Die Umstände beschrieb er nicht. Es gab nie eine Beerdigung. Über Fritz wurde damals und später nicht mehr gesprochen. Zu jener Zeit konnte man seinen Mitmenschen nicht trauen, und Kinder konnten schlecht beurteilen, wem sie was erzählen konnten. Deshalb war es sicherer, sensible Themen gar nicht anzusprechen. 1937, als wir uns auf die Auswanderung vorbereiteten, wurde das auch nicht besprochen. Ich durfte mir eine Freundin aussuchen, der ich erzählen durfte, dass wir Deutschland verlassen würden. Während der Zeit in Berlin gab sich meine Mutter große Mühe, die Nazis nicht noch zu provozieren, ihren Pass zurückzubekommen und in die USA zu kommen. (Übrigens, ihre Mutter, also meine Großmutter, war in den USA geboren worden.) Sie führte ein ruhiges, zurückgezogenes Leben. Die Familie meines Vaters war wohlhabend gewesen, und solange wir in Deutschland waren, hatte meine Mutter immer genügend Geld für sich und ihre Kinder.

Auch nach unserer Auswanderung sprachen wir nicht über Fritz. Meine Mutter und meine Brüder konzentrierten sich darauf, Amerikaner zu werden. Und wir hatten kein Geld mehr, das hatten die Nazis bei unserer Auswanderung einbehalten. Meine Brüder und meine Mutter hatten mit dem Studium und der täglichen Arbeit alle Hände voll zu tun. Wir lebten in unterschiedlichen Städten, verteilt über ein riesiges Land. Als meine Brüder zu Besuch kamen, bevor sie 1944 zur US-Armee gingen, hat meine Mutter einem nach dem anderen die Umstände vom Tod meines Vaters erzählt. Und 1958, als ich schon fast dreißig Jahre alt war, erzählte sie mir von den Zigarettenblättchen und zeigte mir eine Übersetzung. Ich war natürlich zutiefst schockiert. Ich hatte gerade neue Vorhänge mit roten Streifen ge-

kaufte, und ich erinnere mich, dass ich beim Anblick der Streifen unwillkürlich an Blutspuren denken musste.

Auch den Dusenschön-Prozess 1962 musste meine Mutter alleine angehen. Meine Brüder und ich waren zu weit verstreut und zu sehr mit beruflichen und familiären Verpflichtungen beschäftigt, um an diesem Ereignis teilzunehmen. (Erlauben Sie mir hier anzumerken, dass meine Mutter 16 Enkelkinder hat.) Einer meiner Brüder, Peter, war Rechtsanwalt und lebte in der Nähe meiner Mutter. Soweit ich weiß, sprach Karoline mit Peter über den Prozess, bevor sie zum Prozessbeginn nach Hamburg fuhr. Dort lebte auch Margarete Teich, eine alte Freundin meiner Mutter, die sie und Fritz in Lübeck gekannt hatten. Margarete begleitete Karoline zu jedem Prozesstag und unterstützte sie während des gesamten Verfahrens.

Unter der schrecklichen Herrschaft der Nazis zeigten sich viele Menschen von ihrer schlimmsten Seite. Andere wiederum zeigten sich gerade unter diesen Bedingungen von ihrer besten Seite. Ich denke doch, dass viele der Menschen, die während der Zeit in Fuhlsbüttel inhaftiert waren, großen Mut, moralische Integrität und Gemeinsinn bewiesen haben. Und damit sollten sie für uns alle heute noch vorbildlich sein.

Ich möchte zum Schluss einen Vers aus dem 5. Buch Mose zitieren: „Hüte dich nur und bewahre deine Seele wohl, dass du nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben, und dass es nicht aus deinem Herzen kommt dein ganzes Leben lang. Und du sollst deinen Kindern und Kindeskindern kundtun.“

1962 machte man Willi Dusenschön, der schon in Frankreich aufgrund dort während der Besatzungszeit begangener Verbrechen in Haft gewesen war, in Hamburg wegen seines Gewaltregimes im KZ Fuhlsbüttel den Prozess. Aus der Annahme, er habe Fritz Solmitz durch Folter jeder Art systematisch in die Selbsttötung getrieben, konstruierte die Staatsanwaltschaft einen Mordvorwurf. Alle anderen NS-Gewaltdelikte waren bereits verjährt. Die von der Witwe übermittelten Tagebuchnotizen auf Zigarettenpapier bildeten eine wesentliche Stütze. Und: Sie reiste persönlich aus den USA nach Hamburg, um am 1. Oktober 1962 als Zeugin auszusagen. Die Medien berichteten breit über Prozess und Aussage, darunter BILD und Hamburger Morgenpost, insbesondere auch die Wochenzeitung DIE ZEIT, wo der junge Jurist und Doktorand Hans Peter Bull, später Professor in Hamburg, Bundesdatenschutzbeauftragter und Innenminister von Schleswig-Holstein, zwei eindrucksvolle, sehr engagierte Prozessberichte lieferte, die hier ebenfalls vollständig dokumentiert werden.

Hamburg. „Und dann passierten einige Gewaltakte?“ fragte der Vorsitzende mit ruhiger Stimme. Er stellte die Frage immer wieder in diesem Prozeß, in dem das Grausige schon zum Gewohnten geworden ist: in dem Prozeß gegen Willi Heinrich Dusenschön, ehemals SS-Sturmführer und stellvertretender Kommandant des Konzentrationslagers Hamburg-Fuhlsbüttel, angeklagt des Mordes an dem SPD-Politiker und Journalisten Dr. Fritz Alexander Solmitz im September 1933.

„Es wurde eben gestupst und gepufft“, antwortet der Zeuge. Die Bewacher von damals erinnern sich an nichts...

Das geschah vor neunundzwanzig Jahren: Dr. Solmitz, Redakteur des „Lübecker Volksboten“, entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, wird gleich nach der letzten Wahl im März 1933 verhaftet, später nach Hamburg gebracht, in das soeben errichtete Fuhlsbütteler KZ. Dort wird er von SA- und SS-Leuten, die unter Dusenschöns Kommando die „Schutzhäftlinge“ bewachen, mißhandelt. Seiner Frau gelingt es schließlich, eine Entlassungszusage zu erhalten. Sie fährt nach Fuhlsbüttel, um ihn abzuholen. Da sagt ihr ein junger SS-Sturmführer: „Von einer Entlassung Ihres Mannes wissen wir nichts.“ Am Morgen des Tages, an dem er entlassen werden sollte, wird Solmitz in seiner Zelle gefunden – erhängt. „Selbstmord“, erklärt man der Witwe, aber die Mithäftlinge glauben es ebensowenig wie sie selbst. „Den haben sie umgelegt“, raunt man sich in den Zellen zu, „und den Selbstmord dann vorgetäuscht.“ „Er ist so furchtbar mißhandelt worden, daß man es nicht wagen konnte, ihn zu entlassen.“

Tagebuch in der Taschenuhr. Das ist die eine Meinung. Nach der anderen Version sollen Dusenschön und seine Komplizen Dr. Solmitz in den Tod getrieben haben. Sie wird gestützt durch wichtige Indizien: in der Taschenuhr des Verstorbenen fanden seine Frau und sein Anwalt Aufzeichnungen auf hauchdünnem Zigarettenpapier: das Tagebuch des Gemarterten. „Das ist schlimmer als Zuchthaus“, schrieb Solmitz. „Sechs Männer mit Hundepeitschen führten mich in den Keller. Sie riefen: ‘Bück dich!’ Ich fiel von alleine. ‘Das Schwein simuliert’, riefen sie höhnisch und fielen über mich her... Immer war ein blonder Sturmführer mit dünnen Augenbrauen dabei. Er sagte immer wieder zu mir: ‚Schade, daß du nicht gleich verreckt bist. Häng dich doch auf – hier kommst du nicht ‘raus...‘“ Das Tagebuch schließt mit dem Satz: „Es bleibt mir nur die Wahl, zu zittern oder den Strick zu ergreifen.“

Ist Dusenschön, der damals 24 Jahre alt war, der blonde Sturmführer mit den dünnen Augenbrauen? Die Staatsanwaltschaft ist davon überzeugt. Frau Solmitz, die als Zeugin auftrat, erkannte in dem Angeklagten den Mann wieder, mit dem sie damals gesprochen hatte. Aber das Gericht hat es schwer.

Denn Dusenschön leugnet. Er erinnert sich angeblich „nur noch ganz schwach“ an Dr. Solmitz. „Ich weiß nur, daß es nach seinem Selbstmord in Fuhlsbüttel Lärm gegeben hat... Ich glaube, da ist

Hans Peter Bull

...und manchmal spielte die Orgel

Doch Dusenschön, der KZ-Schläger von Fuhlsbüttel, weiß von nichts.

(DIE ZEIT, 12.10.1962, S. 7)

auch einer bestraft worden.“ Und auf die Frage: „Sie haben ihn wirklich nicht in den Tod getrieben?“ antwortete er: „Wirklich nicht. Da hätte ich nur Ärger gehabt. Die Gestapo legte keinen Wert auf Selbstmörder. Aus den Toten bekommt man ja nichts mehr heraus...“

Doch Dusenschön leugnet nicht nur den Mord an Solmitz. Er könnte alles andere zugeben, denn die Mißhandlungen sind verjährt. Aber er erinnert sich an gar nichts mehr. Er unternimmt den aussichtslosen Versuch, seine Reputation zu retten, er möchte der biedere Bürger bleiben, als der er jahrelang, seit seiner Entlassung aus einem französischen Militärgefängnis im Jahre 1956, gelebt hat.

Sein tollstes Stück aber leistet er sich gegenüber dem Gesundheitssenator der Hansestadt, Walther Schmedemann. Der Senator war 1933 als führender SPD-Funktionär verhaftet und nach Fuhlsbüttel gebracht worden. Was er über diese Zeit aussagt, ist kaum faßbar, bestätigt aber nur die anderen Aussagen: daß Dusenschön unter den Sadisten der SS einer der brutalsten war. In der Verhandlung jedoch erklärt eben dieser Dusenschön: „Ich weiß wirklich nicht, wie Herr Schmedemann zu dieser Aussage kommt... Ich will einräumen, daß es geschehen sein kann. Es waren da viele von der SPD, die ihre Genossen an uns verraten wollten. Die wurden dann mit Ohrfeigen bestraft. Vielleicht war Herr Schmedemann auch unter ihnen.“

Auch die Bewacher von damals haben alles „vergessen“. „Haben Sie auch mal Mißhandlungen miterlebt?“ wird einer gefragt. „Nein.“ – „Auch nicht davon gehört?“ – „Nein – das heißt, es gab manchmal Knuffe, wenn die Häftlinge an der Wand standen.“ – „Sonst nichts?“ – „Nein, da habe ich nichts von gehört.“ – „Haben Sie nicht nachts manchmal Schreie gehört?“ – „Nein.“ Doch die Häftlinge haben ein besseres Gedächtnis; sie berichten von Faustschlägen, Tritten, Peitschenhieben...

„Deutsche von fanatischer Art“, nennt der ehemalige Kommandant von Fuhlsbüttel, Ellerhusen – der die tatsächliche Macht Dusenschön überlassen hatte – jene „Herrenmenschen“, die mit Prügeleien und Folterungen Deutschlands Zukunft retten wollten. Jämmerliche Gestalter sind sie heute – zerbrochen, weinerlich, verantwortungsscheu auch jetzt noch, obwohl die meisten schon ihre Strafe abgesessen haben. Nur einer von ihnen bekennt: „Wenn ich ehrlich sein soll: Wir haben das alle getan.“ Er hat sechs Jahre Zuchthausstrafe hinter sich.

Wie kamen diese Männer nun zu ihrem verbrecherischen Beruf? Die Arbeitslosigkeit der dreißiger Jahre hat sie in den KZ-Dienst gebracht. Immer wieder diese Aussage: Ich kam 1932 (1933) als junger Mann zur SA (SS), war arbeitslos, wurde eines Tages nach Ohlsdorf bestellt.

Es hieß, man habe eine Aufgabe für uns, es gebe Geld zu verdienen. Am Treffpunkt war Dusenschön der Dienstälteste, er übernahm das Kommando und brachte uns nach Fuhlsbüttel...

Eine Ausbildung für ihre Tätigkeit erhielten sie nicht, ausgenommen Schießübungen... Der Gauleiter hielt einmal eine Rede: die Häftlinge dürften nicht mißhandelt werden. Aber bald wurden andere Reden gehalten: die gute Zeit sei vorbei, dies sei keine Kinderbewahranstalt, jetzt müsse ein neuer Wind wehen. „Landgraf, werde hart!“ war die neue Parole – und Dusenschön zeigte seinen Leuten, wie dieser neue Stil zu praktizieren sei: Er prügelte, er hetzte seinen Hund auf Häftlinge. Die Gestapo führte den „Ochsenziemer“ als Schlaginstrument ein – getrocknete Bullenhaut, eingenäht in Segeltuch.

Stundenlang in Särgen. Es soll einen Befehl gegeben haben, sofort zu schießen, wenn sich ein Häftling am Fenster zeigte – ohne Anruf, ohne Warnschuß. Einige Bewacher hatten sich etwas „Besonderes“ ausgedacht: Häftlinge wurden, um ihnen Angst zu machen, stundenweise in bereitstehende Säрге gelegt. Zwei Brüder erhielten jeder eine Peitsche und mußten sich gegenseitig schlagen. „Rollkommandos“ gingen nachts von Zelle zu Zelle und schlugen die Gefangenen zusammen, bis sie ohnmächtig umfielen. Manchmal spielte jemand Orgel, um die Schreie zu übertönen.

Einer der Hauptschläger war Robert Zirbes, ein Zuhälter auf St. Pauli, jetzt ein Greis voller Selbstmitleid. Als ein anderer Häftling gegen Kautions entlassen wurde, soll Zirbes geprahlt haben: „Der Solmitz soll auch entlassen werden, aber der kommt mir hier nicht lebend heraus!“ Zirbes bestreitet, in der Nacht von Solmitz' Tod Dienst getan zu haben; sein Kollege Riedel sei an der Reihe gewesen. Riedel: „Nein, das muß Zirbes gewesen sein. Sonst hätte ich doch den Selbstmord bemerkt und den Arzt benachrichtigt.“

Von Solmitz ist meist nur am Rande die Rede. Einer der Wächter erinnert sich jedoch, daß damals gesagt wurde, Solmitz habe sich die Schlagader durchgeschnitten, es sei viel Blut geflossen.

Einige Dutzend Zuhörer sitzen hinten im Saal, als diese Dinge berichtet werden – frühere Häftlinge und viele junge Leute, die damals noch nicht geboren waren, alte Frauen und hübsche Mädchen, ein paar Polizisten und nur einige Pennbrüder. Sie hören zu, aber begehren nicht auf. Der Vorsitzende tut alles, um eine kühle, sachliche Atmosphäre zu erhalten: Man nimmt das Grauen zu Protokoll und enthält sich vorerst noch jeder Wertung.

Auf dem Flur geht der Angeklagte an den eisigen Blicken der Zuhörer vorbei. Der Justizwachtmeister ruft vorsorglich: „Keine Bemerkungen, bitte!“ Nur einmal gibt man Dusenschön Polizeischutz, weil das Publikum unruhig geworden war. Aber ihm passiert nichts, er geht nach Hause, ein freier Mann, Abteilungsleiter eines Versandhauses, unauffällig und bisher nicht verurteilt...

Wird sich in Hamburg das wiederholen, was in Stuttgart mit Leibbrand geschah – ein Freispruch aus Mangel an Beweisen? Man muß damit rechnen. Die Justiz wird Willi Dusenschön dann nichts mehr anhaben können. Aber mag Leibbrand, der seine italienischen „Hilfswilligen“ erschießen ließ, noch vereinzelte Fürsprecher fin-

Hans Peter Bull:

Der Selbstmord war eine „Panne“.

Freispruch für KZ-Wächter Willi Dusenschön – Es bleibt ein erheblicher Tatverdacht.

DIE ZEIT, Nr. 42, 19.10.1962, S. 6.

den, die ihm die verworrene Lage, die Angst um das eigene Leben und das seiner Soldaten zugute halten – für Dusenschön wird sich keine Hand zum Beifall rühren.

Hamburg. Willi Dusenschön ist freigesprochen. Es ist nicht gelungen, den Kommandanten der Wachmannschaft im Fuhlsbütteler Konzentrationslager des Mordes an dem Häftling Dr. Fritz Solmitz zu überführen. Nach wie vor besteht freilich ein erheblicher Verdacht, daß Dusenschön den wehrlosen, unmenschlich gepeinigten jüdischen Politiker im September 1933 bewußt in den Tod getrieben hat.

Nach dem Gang der Verhandlung war dieses Urteil zu erwarten. Dusenschön hatte, wenn er überhaupt etwas sagte, jegliche Schuld bestritten. „Mit dem Tod des Dr. Solmitz habe ich nichts zu tun“, war sein erstes und sein letztes Wort. Die Zeugen schilderten präzise ihre eigenen Leiden, aber ihre Angaben über Dr. Solmitz' letzte Tage waren sehr viel weniger genau, beruhten oft nur auf Hörensagen und Spekulationen und widersprachen in einem wichtigen Punkt sogar den eigenen Aufzeichnungen des Opfers. Wie sollte man sich daraus ein klares Bild machen ?

Am letzten Verhandlungstag, am Donnerstag voriger Woche, schien sich dennoch die Waage zu Ungunsten des Angeklagten zu neigen. Morgens machte der letzte Zeuge seine Aussage: Willi Bredel, Präsident der Ostberliner Akademie der Künste, Mitglied des SED-Zentralkomitees. „Sie sind Schriftsteller?“ fragte der Vorsitzende. „Eisen- und Metalldreher, seit 30 Jahren schriftstellerisch tätig“, antwortete der freundliche kleine Herr mit dem weißen Schopf in leicht hamburgischem Akzent.

„**Alle zitterten**“. Über Dr. Solmitz sagte Bredel, daß er in einer „Sonderaktion“ systematisch „bearbeitet“ worden sei, lange hätten die Schinder ihn ganz verschont, plötzlich aber hätten sie sich fast ausschließlich mit ihm „beschäftigt“: „Immer wieder liefen die SS-Männer durch die Gänge, und alles zitterte: Wer kommt als Nächster dran? Aber immer ging es nur um den armen Solmitz. Immer hörten wir das Schreien und Brüllen durch das ganze Gebäude. Und doch – der Mensch ist ja egoistisch, Herr Vorsitzender –, zugleich waren wir auch froh, selbst verschont zu bleiben. Man hatte den Schweiß auf der Stirn, wenn man Solmitz brüllen hörte... Ich atmete fast auf, als es zu Ende ging und sich die Nachricht verbreitete, daß Solmitz sich erhängt habe...“

Damals habe er geglaubt, sagte Bredel, daß die Bewacher ihr Opfer in den Selbstmord getrieben hätten; später sei er zu der Überzeugung gekommen, daß Solmitz erschlagen wurde. Aber – „und vielleicht wird mir das als Verteidigung für Dusenschön ausgelegt“ – auf höheren Befehl hin. „Dusenschön allein konnte das nicht anordnen.“ Das ist eine Möglichkeit – aber nur eine von vielen und kein juristischer Beweis.

Was wird der Staatsanwalt sagen? fragten sich die Zuhörer. Kann er nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme ruhigen Gewis-

sens auf lebenslänglich Zuchthaus plädieren? Nüchtern und exakt setzte der Anklagevertreter aus den vielen Aussagen ein Mosaik zusammen, das die Schuld des Angeklagten zu beweisen schien. Der Kern des Vortrags: Willi Dusenschön war Herr des Lagers, bei seinen Leuten gefürchtet, das Lager war überschaubar, ihm konnte nichts entgehen, was in diesen Mauern geschah. Ihm ist – nach Ansicht des Staatsanwalts – auch nichts entgangen, vielmehr habe er, wie es in der damals geltenden Fassung des Mordparagraphen heißt, „mit Überlegung“ ein System in Gang gebracht, um den Dr. Solmitz zum Tode zu treiben, damit die Spuren seiner früheren Untaten am Leibe des Opfers nicht gegen ihn, den Schläger, zeugen könnten.

Soweit der Staatsanwalt. Seine Schilderung klang überzeugend. Daß die juristische Konstruktion – Mord durch Zwang zum Selbstmord – möglich ist, steht außer Frage; dies hat auch das Gericht anerkannt. Dusenschön, der während des ganzen Prozesses unheimlich ruhig in der Ecke der Anklagebank sitzt, schüttelt während dieses Plädoyers immer wieder langsam den Kopf, seine Lippen zittern ein wenig. Was denkt dieser Mann, der sich durch nichts als eine stramme Haltung auszeichnet, der durch seine Verstocktheit alle Zuhörer gegen sich eingenommen hat? Er hat in all den Sitzungen kein einziges Wort des Bedauerns für seine Opfer gefunden; im Gegenteil hat er sie noch nachträglich zu verleumden versucht.

Der Verteidiger erklärt den Geschworenen den Unterschied zwischen Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, indem er aus Max Hirscher's Buch „Das Fehlurteil im Strafprozeß“ Zitate aus dem Jahre 1810 verliest: Gewißheit bestehe nur, „wenn die Gründe für eine Behauptung so überwiegen, daß die Möglichkeit des Gegenteils moralisch ausgeschlossen bleibt“.

Die Staatsanwaltschaft aber gibt sich nicht so schnell geschlagen. Schon will Dusenschön sein Schlußwort sprechen, da fällt ihm der junge Staatsanwalt ins Wort – zu einer Replik, in der er einzelne Punkte der Verteidigungsrede zerpfückt und widerlegt. Und nicht genug damit: Es erhebt sich Hamburgs oberster Ankläger, Generalstaatsanwalt Ernst Buchholz, zu einem Zusatzplädoyer. Mit der Kraft seiner rhetorischen Begabung trägt er die Überzeugung vor, daß damals „eine schändliche Mordtat“ geschehen sei, er spricht von den „Hekatomben von Leid“, die über die Häftlinge gekommen sind, von der „barbarischen, menschenverachtenden Gesinnung“, die die Schläger damals beherrschte. „Willi Dusenschön war nicht nur ein Schrübchen und Drähtchen, er war ein Motor.“

Nach langer Beratung ist das Gericht schließlich doch nicht zu derselben Überzeugung gekommen. Die Aussagen der Häftlinge sind glaubwürdig, sagt das Gericht – soweit sie über ihre eigenen Leiden berichten. Dusenschön's Angaben sind unglaubwürdig, aber über den Tod des Dr. Solmitz gibt es nur ein einziges, wirklich zuverlässiges Beweismittel: sein Tagebuch. In den Aufzeichnungen ist nur von einer schweren Mißhandlung die Rede; Zeugen wie Bredel aber wollen eine umfassende Aktion gegen Solmitz miterlebt haben. Warum findet sich darüber nichts in Solmitz' Notizen? Die Zeugen,

die als Häftlinge in Fuhlsbüttel waren, sagen sicher nicht absichtlich die Unwahrheit, aber die meisten haben das Martyrium des Dr. Solmitz nur als Ohrenzeugen miterlebt oder durch Dritte davon gehört. Zudem: „Haß und Leidenschaft trüben bei einigen den klaren Blick“, stellte das Gericht fest. Frühere Prozesse, Zeitungsberichte und Bücher über die damaligen Vorgänge verändern die Erinnerung. Die Aussagen der ehemaligen Bewacher sind kaum zu verwerten. Robert Zirbes, einer der Hauptschläger, „gibt sich heute als Biedermann; wenn man ihn hört, hat er sich eigentlich nur wie ein Vater gegenüber seinen mißbratenen Kindern verhalten“. Zirbes müsste mehr sagen können, meint das Gericht – aber er schweigt.

Entscheidend für den Freispruch war jedoch diese Überlegung: Das Gericht sieht als erwiesen an, daß Solmitz selbst Hand an sich legte. Daß er erschlagen wurde, ist zwar möglich, aber völlig unabweisbar. Man kann jedoch dem Angeklagten heute nicht mehr nachweisen, daß er den – wenn auch nur „bedingten“ – Vorsatz hatte, Solmitz in den Tod zu treiben, und daß er „mit Überlegung“ handelte. Der objektive Tatbestand des Mordes mag erfüllt sein; die Peiniger hatten ihrem Opfer so fürchterliche Schmerzen zugefügt (und neue angedroht), daß ein weiteres Standhalten übermenschliche Kräfte von dem sensiblen Mann verlangt hätte. Aber es fehlt an Beweisen über Dusenschöns Einstellung zu diesem Geschehen; die subjektive Seite der Tat ist nach Ansicht des Gerichts nicht bewiesen.

Wenn man ihn als Mörder verurteilen wollte, müsste Dusenschön damals das Für und Wider der Tat „sorgfältig abgewogen“ haben. Bloße Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal des Opfers genügt nicht. „Der Angeklagte hat uns keinen Einblick in seine damalige Gedankenwelt gewährt“, heißt es in dem Urteil. „Er war damals 24 Jahre alt, durch verführerische Parolen verhetzt, ein Judenhasser... Hat er damals wirklich die Möglichkeit erwogen, daß Solmitz in den Tod gehen könnte? Er ist schwerfällig, kein selbständiger Kopf, damals noch sehr jung; seine anderen Opfer reagierten anders, sie waren härter. Konnte er sich in die Seele eines so feinsinnigen Menschen wie Dr. Solmitz versetzen?“

„Du kommst hier nie heraus“. Fragen über Fragen – und Erklärungen zur Auswahl. Die Reden wie „Häng dich doch auf!“ sollte man nicht überbewerten, meint das Gericht, sie entsprächen nur „jenem brutalen, gefühllosen, gemeinen Umgangston“, der im Lager üblich war. Auch Solmitz selbst habe es nicht als endgültig aufgefaßt, daß man ihm sagte: „Du kommst hier nie heraus!“ In sein Tagebuch schrieb er: „Über dieses ‚Nie‘ ist noch nicht das letzte Wort gesprochen.“ Das Schwurgericht kommt zu dem Schluß, daß im „Kolafu“ zwar eine barbarische Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Leben herrschte, daß aber Selbstmorde nichts Selbstverständliches waren, und die Bewacher davon eher „unangenehm berührt“ waren. Man wollte die Häftlinge ja noch dazu bringen, ihre Gesinnungsgenossen zu verraten. Der Fall Solmitz wurde nach den Worten des Ur-

teils als ein „Regiefehler“ empfunden, als „eine Panne, die nicht hätte vorkommen dürfen“. Immerhin ist gleich nach dem Tode des Dr. Solmitz eine Anordnung ergangen, daß die Gefangenen nicht mißhandelt werden dürften. Befolgt wurde sie freilich nicht lange...

Folgt man der Argumentation des Gerichts, dann mußte Dusenschön mangels Beweises freigesprochen werden. Nur dieser Mord war noch verfolgbar – all die anderen Taten, die schrecklichen Mißhandlungen und Nötigungen, sind verjährt. Verjährt übrigens ohne Verschulden der Anklagebehörde: Dusenschön war nach dem Kriege von einem französischen Militärgericht zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt worden (wegen anderer Taten als der jetzt angeklagten). 1956 wurde er entlassen, aber da waren die Verjährungsfristen für die Fuhlsbütteler Delikte mit Ausnahme des Mordes an Dr. Solmitz schon abgelaufen.

War also der ganze Prozeß umsonst, weil der Angeklagte freigesprochen wurde? Das Gericht sagte am Schluß: „Wir sind uns darüber klar, daß das Urteil in weiten Kreisen Mißfallen erregen wird. Man kann das verstehen... Das Gericht hat viele Zuschriften erhalten, in denen es gefragt wird, warum man soviel Umstände mache mit diesem Mann, dem doch Gesetz und Recht auch gleichgültig waren. So geht es natürlich nicht.“

War der Prozeß umsonst? Nein, das wäre kein Rechtsstaat, der nicht auch gegen Unmenschen nach Recht und Gesetz vorgehe. Und man kann auch nicht, um solche spektakulären Freisprüche in Zukunft zu vermeiden, einfach von der Anklage absehen. Schon nach dem Leibbrand-Prozeß ist die Ansicht vertreten worden, man solle jetzt nur noch solche Taten anklagen, für die genügend Beweismittel zur Verfügung stehen. Aber wer weiß im voraus genau, was die Hauptverhandlung ergeben wird? So sicher war auch im Dusenschön-Prozeß der Freispruch nicht, und für den Leibbrand-Fall gilt dasselbe. Während das Gericht erst bei voller „Gewißheit“ verurteilen darf, ist die Staatsanwaltschaft zur Erhebung der Anklage gesetzlich verpflichtet, „sofern zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.“ Ein erheblicher Tatverdacht, wie er bei Dusenschön nach wie vor besteht, reichte also zur Anklage aus; das Gesetz hat das „Freispruchs-Risiko“ schon vorgesehen.

Die Staatsanwaltschaft würde ihre Pflichten verletzen, wenn sie der verführerisch bequemen Parole des „Ruhenlassens“ folgte. Generalstaatsanwalt Buchholz hat seine Ansicht über diese Parole unmißverständlich zum Ausdruck gebracht: „Abgesehen davon, daß die, die das sagen, die Dinge schon von Anfang an ruhen lassen wollten – diese Dinge sind so fürchterlich, sind so entsetzlich, daß es wirklich ein Anliegen der Vertreter des Staates sein muß, sie zu sühnen, wenn das Gesetz die Möglichkeit dazu gibt. Wann wir sie ruhen lassen sollen, das bestimmt allein das Gesetz. Aber vorher dürfen wir sie nicht ruhen lassen und wollen wir sie nicht ruhen lassen.“

Trotz des Freispruches: Dieser Prozeß war nicht umsonst. Er führte ein Kapitel Zeitgeschichte vor, ein schreckliches Kapitel. Der

Tod von Fritz Solmitz wurde nicht gesühnt, aber wer diese Verhandlung miterlebt hat, den wird die Erinnerung daran noch lange verfolgen. Dieser Prozeß war in seiner Wirkung selbst ein Stück Zeitgeschichte.

Der Tod von Solmitz wurde nie gesühnt. Am 16.10.1962 sprach das Gericht Willi Dusenschön frei. Die komplexe Anklage hatte nicht getragen, rechtsstaatliche Zurückhaltung gegenüber Akteuren des Unrechts gesiegt. Verfeinerungen juristischer Argumentationen im Nachweis von unmittelbarer oder direkter Mitverantwortung an Tötungsdelikten und generell politisch motivierten Gewalthandlungen entwickelte man erst später im Zusammenhang mit dem Terrorismus der 1970er Jahre. In Verfahren wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen verfügte die bundesdeutsche Justiz noch nicht über die notwendige Kreativität – mancher wollte auch nicht darüber verfügen.

Medien und Öffentlichkeit regierten teilweise mit Unverständnis auf das Urteil. Hamburgs Generalstaatsanwalt Ernst Buchholz hatte persönlich ein eigenes Zusatzplädoyer gehalten, was ein besonderes Engagement dokumentierte; vergebens. An ihn richtete die heimgekehrte Karoline Solmitz aus den USA einen Brief, der ihre bittere Enttäuschung in faszinierender Würde kommuniziert. Deshalb wird auch dieses Schreiben hier voll dokumentiert.

Bryn Mawr, Pennsylvania, USA
den 22.10.62.

Herrn Generalstaatsanwalt Dr. Buchholz
Oberlandesgericht Hamburg
Hamburg/Germany.

Sehr geehrter Herr Generalstaatsanwalt:

Verzeihen Sie wenn ich mich mit diesem Brief an Sie wende. Die Stimme der Gerechtigkeit und der moralischen Verpflichtung die mir aus Ihrer Rede vom 12.10.62 zufließt, geben mir den Mut dazu. Die deutschen Zeitungen und die Berichte meiner Freunde haben mich nach meiner Abreise von Hamburg ueber den Verlauf des Prozesses Daxenschoen auf dem Laufenden gehalten. So bin ich mit dem letzten Stadium des Prozesses, naemlich der Freisprechung des Angeklagten bekannt. Ihre Einschaltung in den Prozess und Ihre Rede, die ich mir leider aus Zeitungsausschnitten zusammensetzen musste, beruehrten mich und alle meine Freunde hier, die den Prozess verfolgten, tief. Sie allein sprachen aus was Viele in Deutschland fuehlen, aber aus mancherlei Gruenden verhindert sind zum Ausdruck zu bringen.

Ich erlaube mir in diesem Brief frei zu Ihnen zu sprechen. Wie Sie selbst durch die Akten des Falles erfahren haben, gibt es wenige Geschehnisse in der Geschichte der Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die sadistische Orgien aehnlicher Art enthueelten. Das deutsche Volk hat fuer drei Wochen, Tag fuer Tag die Enthuellungen aus der Hoelle Fuhlsbuettel miterlebt, mit dem Endergebnis dass der Richter und die Geschworenen den Mann, den Sie mit solcher wahren Erkenntnis als den Meter der Misshandlungen bezeichneten, freigesprochen haben.

Ich selbst war fuer einen vollen Tag Zeugin der erschuetternden Aussagen der am Leben gebliebenen Gequaelten. Wenn Herr Dr. Fedder erklart dass bei vielen Zeugen " Hass und Leidenschaft dazu beitrugen das Bild der Erinnerung zu verschieben" so ist das eine bedingte Feststellung. Es ist meine unerschuetterliche Ueberzeugung dass die Zeugenaussagen ehemaliger Haeftlinge von Fuhlsbuettel die volle Wahrheit ueber die Zustaeude im Lager enthueelten. Als ich vor 1½ Jahren nach vielen inneren Ueberlegungen mich bereit fand die Aufzeichnungen meines Mannes den deutschen Gerichten und damit der Oeffentlichkeit zu uebergeben, tat ich das in der Hoffnung dass die Zeit gekommen sei, dass Deutschland gewillt war und sich aufrichtig bemuehte die Dinge der Vergangenheit zu enthueellen und sie zu suehnen wo und wenn die Moeglichkeit dazu gegeben war. In diesem Zusammenhang bedeutet die Freilassung von Daxenschoen mehr als die Freilassung eines Mannes ohne Gewissen. Der Freispruch bedeutet das Bekenntnis der deutschen Gerichte zu einem Rechtswesen in dem die Gesetze die Sieger und die Gerechtigkeit die Besiegte ist.

Viele Menschen, besonders auch die junge Generation haben die Verhandlungen besucht und die Berichte in den deutschen Zeitungen konnten Wenigen entgehen. Soll die sensationelle Berichterstattung, die nicht die unmenlichsten Einzelheiten ausliess, eine blosser Schau gewesen sein? Muss es noch groessere menachliche Tragoeidien an der Seite der Gefaelterten und der Folternden geben um den Wert von Suehne und Gerechtigkeit wieder in die deutsche Rechtssprechung zurueckzubringen?

Nach den Zuschriften die ich aus Deutschland erhalte steht der denkende und fuehlende deutsche Mensch nicht gleichgueltig diesen Entscheidungen gegenueber. Es ist vielmehr meine Ueberzeugung dass der recht denkende Deutsche heute unter der tiefen Last des " nicht mehr an Gerechtigkeit glauben koennens lebt".

2.

Waere Deutschland heute ein faschistischer oder kommunistischer Staat so wuerde man Entscheidungen wie im Falle D. hinnehmen und nicht den Schmerz empfinden, den man heute um Deutschland fuehlt. Mit dem Anspruch jedoch den Deutschland auf einen Rechtsstaat stellt musste ich sagen was ich mir erlaubte Ihnen gegueber zum Ausdruck zu bringen.

Im Zusammen-
hang mit den Fällen Leibbrand und Dusenschoen schreibt die gestrige NYTimes " von den wachsenden Schwierigkeiten der deutschen Gerichte". Ich weiss es ist nicht an mir eine Antwort zu diesen Fragen zu geben. Der Inhalt Ihrer Rede hat hier in Amerika Hoffnung und Glauben an Gerechtigkeit erweckt. Um so schwieriger ist es fuer das Ausland den Freispruch zu verstehen. Und fuer die Deutschen? Ist es nicht eine beunruhigende Zumutung fuer den Menschen in D. Seite an Seite mit einem Manne wie D. zu leben?

Bitte nehmen Sie mit diesem Brief den Ausdruck meiner Dankbarkeit entgegen.

Mit vorzueglicher Hochachtung,

Ihre